

Der Tag, der alles änderte Andrea Piep (vorn l.) 1969 mit ihrer Schwester am Bahnhof Stade. Sie warten auf den Zug, der sie ins Waldhaus (r.) in Bad Salzdetfurth bringt



»ICH WAR ZU JUNG,

Wie ist es, wenn man plötzlich erinnert, was man Jahrzehnte verdrängt hatte? Andrea Piep hat es erlebt. Mit fünf kam sie in ein Kindererholungsheim – ein Albtraum, den sie, wie sie nun feststellt, mit Zehntausenden ehemaligen Verschickungskindern teilt. Über den Weg, mit so einem Trauma zu leben



Text: Meike Dinklage / Fotos: Anna-Kristina Bauer

UM DAFÜR WORTE ZU FINDEN«

E

„Einmal schrie ich, ich wolle nach Hause. Die Tante sagte barsch, dass das nicht ginge. Ich schrie lauter: ‚Doch! Meine Eltern können mich abholen!‘ Die Tante pfefferte mir eine, sagte, dass meine Eltern mich nicht mehr wollen, und verschwand mit den Worten: ‚Und jetzt Ruhe hier!‘ Ich habe dann leise geweint, so nach innen, und davon Halsschmerzen bekommen.“

November 2023, ein eingezäunter Bolzplatz am Rande der Kleinstadt Bad Salzdetfurth, südliches Niedersachsen. Links eine Straße, die an einem Waldhang entlangführt, rechts ein paar Häuser; der Platz ist kahl, das Pflaster mit Laub bedeckt, es sieht nicht so aus, als kämen häufig Kinder zum Spielen her. Früher stand hier das Kinderkurheim Waldhaus, ein mehrgeschossiges Gebäude in Mittelgebirgs-Fachwerk, gebaut um 1900 und betrieben von der Inneren Mission der Diakonie. 1974 wurde es abgerissen, weil es marode war, nur ein niedriges Stück Außenmauer ist übrig.

Andrea Piep, 60, hat den Plüschteddy dabei, wie im Herbst 1969, als sie als Fünfjährige zusammen mit ihrer ein Jahr jüngeren Schwester Antje aus ihrer Heimatstadt Stade für sechs Wochen an diesen Ort verschickt wurde – zur Erholung, dachten ihre Eltern. Sie schaut über den leeren Platz, eine kleine Frau mit grau durchsträhnten Haaren, und deutet mit ausgestrecktem Arm nach Osten: „Da war der Schlafsaal“, sagt sie. „Und da, neben der Straße, das schedderige Spielzimmer mit bunten Girlanden an den Fenstern, damit es von außen aussah wie ein schöner Ort.“

Noch vor fünf Jahren hatte sie keinerlei Erinnerungen an Szenen wie diese, nur immer das Gefühl, dass irgendwas in ihrer Vergangenheit gewesen war, das sie „den fauligen Kern“ nennt. Dann sah sie 2019 zufällig eine TV-Dokumentation über „Das Leid der Verschickungskinder“, und schon der Titel versetzte ihr einen Schlag.



Gedenken Andrea Piep legt, wo mal das Waldhaus stand, Rosen für die dort gestorbenen Kinder ab

Menschen, die wie sie nach Bad Salzdetfurth verschickt gewesen waren, erzählten darin von Essenszwang, Besuchsverbot, Toilettenverbot, Prügel, Redeverbot, Briefzensur, entsetzlichem Heimweh, Todesangst. Und Andrea Piep dachte: also doch. Also ist da doch viel mehr passiert, als mir bewusst war. Sie fing sofort an, im Netz nach Fotos und Dokumenten zu suchen, fünf Kinderheileinrichtungen hatte es in den 60ern in der Kurstadt gegeben, „aber als ich Bilder vom Waldhaus sah, hatte ich das mulmigste Gefühl“.

Und dann, Tag für Tag, kamen die Erinnerungen wieder, in Stücken, so, dass sie sie gerade aushalten konnte.

„Wir durften nur laut werden, wenn ein Kind in die Hose oder ins Bett gemacht hatte. Dann musste es von allen anderen Kindern möglichst laut ausgelacht werden, auch ich. Es war kein Wunder, dass mal was in Bett oder Hose landete, denn es herrschte Toilettenverbot. Nachts

sowieso und tagsüber gab es dafür zwei oder drei Zeiten, zu denen sich alle Kinder anstellen mussten, zwei Blatt Klopapier ausgehändigt bekamen und von den Aufseherinnen, die wir ‚Tanten‘ nennen mussten, in die Kabine geführt wurden. Die Tür blieb offen, die Tante machte sich Notizen über den Kloschlüsselinhalt. Ich erinnere mich sehr genau an dieses Schamgefühl.“

Andrea Piep erzählt ohne Selbstmitleid oder Pathetik von ihren Erinnerungen, sie scheinen ihr nah, aber nicht mehr bedrohlich. „Wenn man denn weiß, was man erlebt hat, muss man damit umgehen, es gehört nun zu mir, das kann ich nicht abstreifen“, sagt sie. „Schon das Auflösen der Verdrängung ist ja eine Art Befreiung.“ Sie wägt beim Sprechen jedes Wort ab, sucht das, was für sie beides einfängt: das Erlebnis und die Erschütterung. Ihre Sätze sind so präzise wie ihre grafischen Arbeiten; Andrea Piep ist Künstlerin, Zeichnerin, zeichnet am liebsten „Viecher und

Reportage

Florales“, wie auch eine ihrer Ausstellungen heißt: Insekten, lebende und tote, die sie in ihrem Garten in einem kleinen Dorf nahe Braunschweig findet, wo sie, seit ihr Sohn ausgezogen ist, mit ihrem Mann lebt. Ihr Atelier ist auch eine Asservatenkammer der Natur, tote Insekten legt sie unter das Mikroskop, sucht, wie sie sagt, das Besondere im Vergehenden, zeichnet jedes feinste Knöchelchen, respektvoll, den Tod sieht man nicht.

„Es gab mittags diesen Schlafzwang. Wir mussten alle auf einer Seite liegen, sodass es keinen Blickkontakt zum Nachbarkind gab. Es wurde streng kontrolliert, ob wir auch wirklich schliefen. Wenn ich blinzelte, gab es mächtig Ärger, wenn ich die Bettdecke über mein Gesicht gezogen habe, wurde die ruckartig weggezogen. Zum Abend bin ich immer sehr schnell eingeschlafen, bis heute frage ich mich, ob wir etwas dafür in den Tee bekamen.“

Acht bis zwölf Millionen Kinder ab drei Jahren wurden nach dem Krieg und bis in die 80er-Jahre hinein auf ärztliche Verordnung hin verschickt. Nicht in allen der größtenteils von Kirchen, Sozialverbänden, Betriebs- oder Krankenkassen betriebenen rund 1000 westdeutschen Einrichtungen herrschten wie im Waldhaus Erziehungsmethoden aus der NS-Zeit. Hunderttausende hatten einfach eine gute Zeit oder als einzige negative Erinnerung, dass das Essen nicht besonders geschmeckt hatte. Aber sehr, sehr viele erlebten das Gegenteil: Drangsalierungen, Isolation, Zwang, psychische Folter; Methoden der sogenannten schwarzen Pädagogik, eine repressive Erziehung mit allmächtigen Erwachsenen und ohnmächtigen Kindern. Eine Aufarbeitung findet erst seit ein paar Jahren statt, mit angestoßen durch die Publizistin und Sonderpädagogin Anja Röhl, 69, die Bücher über Verschickungskinder schrieb und viele Jahre intensiv über die Gewalt in den Heimen recherchierte. Anja Röhl initiierte auch die Seite verschickungsheime.de, über die sich heute Zehntausende Betroffene vernetzen, Erfahrungen austauschen und in der „Initiative Verschickungskinder“ als Bewegung sichtbar werden wollen. Sie fordern die Anerkennung ihres Leids, öffentlich finanzierte



Mitgelitten Den Teddy, den sie im Waldhaus dabei hatte, hat sie heute noch

IHR ALLTAG IM HEIM: SCHAM UND TODESANGST



Manipuliert Vorformulierte Postkarten sollten den Eltern beweisen, wie gut es die Kinder im Erholungsheim hatten

Beratungsstellen und mehr geschichtliche Aufarbeitung, denn die wird derzeit noch vor allem von den Betroffenen selbst geleistet. Erste Erfolge gibt es: Nordrhein-Westfalen setzte im März 2023 als erstes Bundesland einen runden Tisch ein, die Regierungskoalition lud für Februar 2024 zum Hearing in den Bundestag.

Andrea Piep unterstützt diese Arbeit, „das Thema gehört doch in die Öffentlichkeit“, sagt sie, auch weil sie ergründen will, wie eine NS-Pädagogik einfach fortgesetzt werden konnte. „Wir sind auch Protagonisten eines Kapitels deutscher Geschichte“, sagt sie. „Ich wurde seit früher Jugend wütender als Gleichaltrige bei allem, was mit dem Nationalsozialismus zu tun hat. Während andere sachlich analysiert haben, bin ich explodiert. Jetzt weiß ich warum.“

„In Zweierreihen mussten wir in den Speisesaal gehen, es roch schon von Weitem faulig. Das meist breiige Essen war undefinierbar, viele Kinder würgten. Auch ich. Wer aber wagte, es wieder auszubrechen, dem wurde von einer Tante der Kopf an der Nase in den Nacken gerissen und das Erbrochene wurde dem Kind wieder eingeschaufelt. Als ich das sah, hielt ich bei jedem Löffel die Luft an.“

Eine Nachbarin hatte Andreas Eltern überredet, die Töchter zur Kur zu schicken; die Mutter hatte gerade eine Krebserkrankung überstanden, auch der Hausarzt riet zu. Aus Unterlagen des Stader Stadtarchivs weiß Andrea Piep inzwischen, dass diese Nachbarin Schwester in der „NS-Volkswohlfahrt“ gewesen war, die ab 1933 zur NSDAP gehörte. Sie vermutet, dass sie als Anwerberin von Kurheimen bezahlt wurde, denn die Einrichtungen mussten abseits der Ferienzeiten ihre Häuser füllen. Es gibt Fotos vom Abreisetag, die Mädchen auf dem Stader Bahnhof an der Hand der Nachbarin, sie schauen verängstigt zur Kamera. Die Mutter hat ihnen Jahre später gesagt, dass, als der Zug abrollte, sie gespürt habe, dass es ein großer Fehler war, ihre Töchter einsteigen zu lassen. Für Andrea Piep ist das heute ein Trost, denn nach ihrer Rückkehr sprach sie Jahrzehnte nicht mit ihren Eltern über das Erlebte, und die hatten keine Ahnung, wie grausam ihre Tochter diese Zeit erlebte. „Ich war zu ➤

jung, um dafür Worte zu finden; es blieb wohl nur zu verdrängen“, sagt sie heute.

Auch mit ihrer Schwester sprach sie nicht; Antje Beyer kam gleich nach der Ankunft in eine andere Gruppe, erkrankte später an Masern und lag zwei Wochen auf einer Krankenstation, die Mädchen sahen sich während der gesamten Zeit nicht wieder. Schon auf der Zugfahrt heim spürten sie, zuvor innig verbunden, dass sie einander fremd geworden waren; „Andrea wollte keine kleine Schwester mehr haben, sondern einen großen Bruder, der sie beschützt“, sagt Antje Beyer. Sie selbst kann sich kaum erinnern, nur an zwei Szenen: wie eine Tante ihr nach dem Solebad die Füße absprühte und sagte, „das ist Gift“, und Antje bekam Angst, dass sie davon sterben würde. Und eine positive, an einen Pfleger auf der Krankenstation, der ihr Schokocreme-Brote machte, „ich aß sie voll Dankbarkeit, obwohl ich keine Schokolade mochte“, sagt sie.

Im selben Jahr, in dem die Schwestern im Waldhaus waren, kamen dort zuvor drei Kinder zu Tode; der Heimleiter, ein Pastor, soll versucht haben, die Umstände zu verheimlichen. Der siebenjährige Stefan erstickte an Essensresten. Der vierjährige André wurde morgens in seinem Mehrbettzimmer gefunden, von älteren Kindern totgeprügelt. Und die sechsjährige Kirsten starb ohne Vorerkrankung plötzlich an einer Infektion. Ihr Schicksal geht Andrea besonders nah, Kirsten kam wie sie aus Stade. Die Todesfälle wurden nie aufgearbeitet. Dabei weist eine Dokumentation, die die Diakonie Niedersachsen 2020 erstellen ließ, eindeutig nach, wie haarsträubend die Missstände im Waldhaus waren und von den Verantwortlichen trotz vieler Hinweise und Beschwerden kleingeredet wurden. „Eine über die gesamte Zeit herrschende Personalknappheit, bauliche Mängel, die nicht abgestellt wurden, vor allem aber ein harter, nicht kindgerechter Umgang mit Strafen und Demütigungen der Kinder genügen weder damals noch heute den Ansprüchen an diakonische Arbeit“, steht im Vorwort der Dokumentation. „Zutiefst beschämend“ nennt Jens Lehmann, Vorstand des Diakonischen Werks in Niedersachsen, was im Waldhaus passierte, heute – man könne nur um Verzeihung bitten. Im Frühjahr soll eine Stele

der Diakonie in Bad Salzdetfurth aufgestellt werden, auf der steht: Tu deinen Mund auf für die Stummen.

„Es gab meilenweite Fußmärsche durch die Wälder, bergauf, bergab, die mich völlig erschöpften. Ich hatte ständig Bauchschmerzen, ich musste heulen, aber das war ja verboten. Wir mussten in Zweierreihen marschieren, Hand in Hand, dabei mochte ich längst kein Kind mehr anfassen. Ein älterer Bad Salzdetfurther aus der Nachbarschaft sagte mir später: Ihr habt ausgesehen wie kleine Strafgefangene.“

Therapeutisch aufgearbeitet hat Andrea Piep die Zeit nicht. Sie hat vorher Therapien gemacht – wie viele traumatisierte Menschen hatte auch sie versucht, ihre Gefühle durch Alkohol zu regulieren. Seit sie weiß, was im Waldhaus geschehen ist, braucht sie das nicht mehr. Sie hat mit einer Therapeutin in einer Frauenberatungsstelle in Braunschweig gesprochen,

„einfach, um zu erzählen“, Bücher gelesen, mit ihrer Schwester, den Eltern endlich über die Zeit gesprochen. 2021 ist sie erstmals wieder nach Bad Salzdetfurth gefahren, um vor Ort einzuordnen, was sie zu fassen bekam. Ihren Teddy hatte sie dabei, er hat zwei Löcher im Fuß – ihre Mutter hatte dort vor ihrer Abfahrt ein Namensschild eingenäht, und Andrea riss es, wieder zu Hause, heraus, damit nichts von ihrer Kurheimkind-Identität übrig blieb.

„Wir haben zu Hause nicht darüber geredet, was im Heim passiert war; ich hätte meine Eltern nicht damit belasten wollen. Es war sicherlich auch Angst dabei, dass sie es für übertrieben halten. Nur einmal habe ich erzählt, dass ich eine Tüte Marzipankartoffeln, die Mutti mir schickte, nicht anfassen durfte; die Tante reichte sie im Schlafsaal herum und ich bekam die allerletzte. Eine! Die Geschichte erzählten wir uns dann immer wieder. Vor wenigen Jahren hat Antje mir in ein Geburtstagspäckchen eine Tüte Marzipankartoffeln gelegt mit einem Zettel ‚Für dich ganz allein‘. Da musste ich erst mal heulen.“

Ihre Schwester ist heute ihre Verbündete beim Weg durch die Aufarbeitung. Antje Beyer empfindet es als „großes Glück, Andrea als Schwester mit ihren Erinnerungen zu haben, mit ihrem Wohlwollen und Verständnis für mich. Unser Grundgefühl zueinander ist zum Glück nicht erschüttert“. Sie seien heute wie beste Freundinnen, das sagen beide. „Wir haben gemeinsam überlegt, was mit uns nicht stimmen könnte“, sagt Andrea Piep. „Wir hatten beide undefinierbare Ängste, kein Selbstwertgefühl, kein gutes Körpergefühl.“

Antje Beyer, Krankenschwester von Beruf, ist eine zurückhaltende Frau mit oft mitfühlendem Blick für ihre Schwester. Auch an diesem Novembertag in Bad Salzdetfurth; sie sind gemeinsam hergekommen, zum „Verschickungskinder-Kongress“, der jährlich seit 2019 an wechselnden Orten stattfindet, mit Filmen, Vorträgen, viel Zeit für Gespräche. Die Stimmung ist offen, besonnen, ernsthaft, eine der rund hundert Teilnehmerinnen erzählt, sie sei seit ihrer Fahrt ins Kurheim nie wieder Bahn gefahren, es gehe einfach nicht; ein Mann um die 70 sagt, er könne >

TOTEN TIEREN GIBT SIE WÜRDE



Kunst In ihren Zeichnungen sucht sie das Wesen der Tiere, auch der toten

„Nur mit Wissen und Erfahrung kann ich vorausschauend handeln.“

Elisabeth Pähtz | Schachgroßmeisterin

Kompetenz zahlt sich aus. Auch bei Ihrer Geldanlage

Auch wir von Union Investment handeln vorausschauend und setzen unser Wissen und unsere langjährige Erfahrung dafür ein, dass Sie Schritt für Schritt Ihre finanziellen Ziele erreichen und mit unseren Investmentfonds zuversichtlich in Ihre finanzielle Zukunft blicken können. Informieren Sie sich jetzt bei unseren Partnerbanken. Weitere Informationen erhalten Sie unter www.union-investment.de/kompetenz



Aus Geld Zukunft machen

Mehr über uns und Elisabeth Pähtz



»DEINE MUTTER SIEHST DU NIE WIEDER«



Innig Die Schwestern mit ihrer Mutter, in der Mitte eine Cousine

seinen Eltern nicht verzeihen, auch wenn er wisse, dass sie ihn nicht wissentlich in die Hölle schickten. Einige sind in der Hoffnung da, doch noch ein Stück vergrabener Erinnerungen zu finden. Antje Beyer sagt, sie habe ihre Schwester manchmal fast um ihre Erinnerungen beneidet, „denn damit kann man mehr greifen. Die Traumatisierung ist die Gleiche, aber die erkennt man nur an den Folgen, und die sind ohne Bilder schwerer zuzuordnen.“ Wer sich nicht erinnere, leide leise, schon aus Scham und der Angst, als Hochstaplerin abgetan zu werden.

„Ich bekam eine Postkarte von unserer Mutter. Sie hatte viele geschickt, aber nur eine einzige wurde mir gezeigt. Es war ein Hasenkind drauf, sie wurde mir betonungslos vorgelesen, ich durfte sie nicht in die Hand nehmen. Ich wollte das Tierbild genau sehen, das meine Mutter für mich ausgesucht hatte. Ich wollte mir diese Karte auf den Bauch legen. Die Tante verschwand, die Karte sah ich nie wieder.“

Erfahrung mit den Folgen von Verschickungen hat die Berliner Psychotherapeutin Sibylle Schuchardt, die ehrenamtlich viele Gespräche mit Betroffenen am Seelsorge-Telefon der Initiative Verschickungskinder geführt hat. Von Ohnmachtsgefühlen berichten dort viele, und von Problemen, anderen zu vertrauen, feste Partnerschaften einzugehen. Oft, so Sibylle Schuchardt, dauere es Jahrzehnte, bis verdrängte Traumatisierungen durch Trigger, auslösende Momente, nach oben kommen. „Es braucht aber auch die Bereitschaft, es fühlen zu wollen, den Schutz zu durchbrechen. Man muss sich so sicher fühlen, dass man sagen kann: Jetzt darf ich mich erinnern.“ Spätere Probleme seien nicht zwangsläufig auf die Verschickung zurückzuführen, jeder Mensch verarbeite so etwas anders. „Aber nicht wenige Kinder wurden durch die menschenverachtende Behandlung tiefgreifend verstört.“

Wie Andrea Piep. Es gibt einen Tag, an dem dachte sie, es wäre ihr letzter.

„Im Spielzimmer wurden wir mit Musik beschallt. ‚Aber heidschi bumbeidschi schlaf lange, dein Muatter ist ausganga und kimmt nimmer hoam ...‘ So viel verstand ich: Die Mutter kommt nicht mehr. Ich hatte panische Angst, nahm allen Mut zusammen, bin zur Aufseherin geschlichen und habe sie gefragt: Stimmt das? Kommt unsere Mutter nicht mehr? Und die sagte grinsend: Du hast ganz richtig verstanden, deine Mutter siehst du nicht wieder.“

Sie schlug in ihrer Verzweiflung auf ein anderes Mädchen ein, es ging um einen roten Blauklotz, den beide wollten. Sie kratzte dem Kind das Gesicht blutig, „wie ein Tiger“, sagt sie, „von oben bis unten.“

„Das Mädchen schrie, sofort wurde ich am Schopf gepackt und von der Tante weggerissen. ‚So böse Kinder werden jetzt bestraft und ihr seid alle Zeugen‘, schrie sie, ‚stellt euch auf, Zweierreihe, wir gehen zum Direktor.‘ Während des Marsches durch die langen Flure steigerten sich die Drohungen der Tante, von ‚Du wirst schon sehen, was du davon hast‘ bis zu ‚Du wirst gar nichts mehr können, das kannst du dir noch gar nicht vorstellen‘. Ich weiß noch sehr gut, dass ich dachte, ich werde nun

vom Direktor hingerichtet. Es war eine Mischung aus Todesangst und der Trauer um meine Mutter. Die Tür ging auf, ich wurde ins Direktorenzimmer geschoben und dann – Filmriss. Ich weiß einfach nicht, was in dem Raum passierte. Ich weiß nur, dass ich irgendwann wieder im Flur stand und dachte: Ich lebe ja noch. Ich weiß auch noch, dass ich eigentlich lieber tot gewesen wäre.“

Sie sucht nicht nach der Erinnerung, sie sagt, sie wüsste nicht, was das ändern sollte. Sie hat auch nicht das Gefühl, dass da noch was bewältigt werden muss. Sie ist zufrieden mit dem, was sie geschafft hat.

Ihre Mutter starb 2021. Beim letzten Besuch rief sie ihre Töchter zu sich. „Sie sagte uns mit ihrer schwachen Stimme: ‚Es tut mir so leid, was wir euch angetan haben!‘ Wir antworteten: ‚Alles ist gut, ihr habt uns ja nichts angetan! Und es ist schon so lange her! Jetzt sind wir groß und stark!‘ Wir konnten sie nicht noch mehr belasten. Ich bin aber froh, dass sie es noch gesagt hat. Die Verschickungen waren auch ein Betrug an den Eltern.“ Das sagt sie immer wieder: Wie wenig die Eltern etwas dafür konnten, wie sehr sie mit ihnen darum trauert, dass ihnen, ihrer Familie, das passiert ist. Diese Traurigkeit spürt sie bei ihrem Vater auch heute noch.

Im Januar 2024 fährt Andrea Piep noch einmal nach Bad Salzdetfurth. Sie hat drei Rosen dabei, leuchtend gelb und kaum erblüht, als hätten sie noch viel Leben vor sich. Sie überlegt lange, wohin sie passen, legt sie schließlich am Rande des Bolzplatzes ab, so, dass man sie von der Straße aus sehen kann. Eine Rose für jedes tote Kind aus dem Waldhaus.



Meike Dinklage und Andrea Piep kennen sich aus der Schule. Sie waren befreundet, sahen sich später aber nur selten. Bis Andrea ihr vom Waldhaus erzählte; Meike verstand, dass Andreas Fröhlichkeit damals auch Selbstschutz war – einem lächelnden Kind, sagt Andrea heute, tut man keine Gewalt an.



BRAX HAT NUR
HERRENMODE

BREAK
THE
EXPECTED

BRAX
FEEL GOOD